

Bomben, eine Polin im Kinderzimmer und Hamstern gegen Hunger

Zunächst möchte ich betonen, dass wir als Jugendliche nicht alle an den Endsieg und an den Einsatz der „Hitler-Wunderwaffen“ glaubten. Ich und viele andere wurden nicht im nationalsozialistischen Sinne erzogen.

Mein Vater – ein Sozialdemokrat

Mein Vater Ernst Knepe, Jahrgang 1906, wurde von der Firma Bertrams in den Kriegsjahren 1942 und 1943 einige Male „UK“ (unabkömmlich) gestellt und musste dann für mehrere Wochen in Breslau, Thorn, Bromberg und Berlin arbeiten. Somit musste er nicht in den Krieg. Er sagte schon Anfang 1943, dass wir den Krieg verlieren würden und es auch gut sei, da wir sonst alle nach Russland deportiert worden wären. Viel musste ich mich abends vor unser Fenster stellen oder setzen und mitteilen, wenn jemand kam, da mein Vater den Feindsender hören wollte. Dies war streng verboten und es hätte für ihn große Konsequenzen gehabt. Um sich und uns vor Repressalien zu schützen und seine eigene Überzeugung nicht aufgeben zu müssen, musste er sich vorsichtig in der Öffentlichkeit verhalten. Die Mutter erzählte uns, dass mein Vater, als mein Bruder noch klein war, diesen oft in der Öffentlichkeit auf dem Arm getragen und mich an die Hand genommen hat, um nicht den Arm zum Hitlergruß erheben zu müssen. Das Bild von Hitler, das jede Familie bekam, hat nur stundenweise an der Wand gehangen.

Mein Vater wurde schon sehr früh mit Politik konfrontiert und war zeitlebens überzeugter Republikaner und Anhänger der parlamentarischen Demokratie – eine Überzeugung, die ihn schließlich auch in die SPD führte. Er sagte uns, man könne vieles überwinden, Hauptsache, wir würden von dem Tyrannen befreit. Er hat das Ende des Nazi-Reiches in Siegen miterlebt, Zerstörung, Hunger und nochmals Hunger. Für ihn war es ein erhebendes Gefühl, sich mit einigen alten Genossen zu treffen und die alte SPD wieder aufleben zu lassen. Er war von Anfang dabei und wurde 1. Vorsitzender im Distrikt Winchenbach. Auch war er 1921 dem deutschen Metallarbeiter-Verband (DMV) beigetreten, dem Vorläufer der heutigen IG Metall, deren 1. Vorsitzender er später viele Jahre lang in Siegen war. Bei den ersten Stadtverordnetenwahlen 1948 wurde er direkt in den Rat gewählt, wo er auch in verschiedenen Ausschüssen tätig war. 1946 und 1947 arbeitete er im Entnazifizierungsausschuss mit. Von 1948 bis 1960 war er als Schöffe und Geschworener tätig. Die Mutter beklagte sich immer, dass er wenig zu Haus war.

Bombenangriff am 1. Februar 1945

Als 14-Jähriger erlebte ich den schrecklichsten Abend im Stollen auf der Schieferhalde in der Winchenbach. Wie vielen bekannt ist, ereignete sich der zweite große Angriff auf die Stadt Siegen am 1. Februar 1945. Eine Luftmine traf in der Winchenbach die Albert-Richartz-Straße in der Bertramssiedlung, in der wir wohnten. Sie zerstörte einige Häuser, und es gab auch Tote. Darüber habe ich noch nie etwas gelesen. Deshalb möchte ich erzählen, was mir in meinem Gedächtnis noch geblieben ist.

Es war der Abend, an dem die Bomberverbände durch den Voralarm rechtzeitig angegeben wurden. Bevor wir uns an diesem Abend auf den Weg in den Stollen machten, gab es noch einen Disput zwischen meiner Mutter und meinem Vater. Wir sollten wieder ohne ihn in den Stollen gehen, worüber meine Mutter verständlicherweise sehr verärgert war. Er ließ sich aber nichts sagen und blieb zuhause. Er sagte noch: „Ich suche Schutz unter der Kellertreppe.“ An diesem Abend hatte ich zum ersten Mal den Rucksack, der immer vor unserem Bett stand und für mich und meinen Bruder gepackt war, nicht mitgenommen, da wir so in Eile waren.

Auf dem Weg zum Stollen gab es dann Vollalarm und wir mussten uns sehr beeilen. Als der Bomberverband in Siegen angekommen war und die ersten Bomben fielen, waren wir rechtzeitig im Stollen auf der Schieferhalde und die Stahltüre wurde geschlossen. Hier gab es keinen weiteren Ausgang, auch keine Be- und Entlüftung. Wäre der Eingang durch eine Bombe zugeschüttet worden, wären wir alle erstickt. Der Stollen hatte eine Länge von ungefähr 80 Metern mit zwei Gängen an jeder Seite, die 2,50 Meter breit und circa 6 Meter lang waren. Sie waren immer voll, da dies die sichersten Stellen im Stollen waren. Hier waren die Bänke teils mit Bettzeug belegt, da überwiegend die älteren Leute Platz fanden, es stank sehr muffig. Nach circa einer halben Stunde war die Aufregung groß, es hatte einen sehr starken Knall gegeben, die Menschen waren alle aufgeregt und besorgt. Wo könnte etwa eine Bombe gefallen sein? Es sprach sich schnell herum, dass in der Bertramssiedlung etwas passiert sein müsste. Unsre Mutter schimpfte und wetterte: „Warum hat der Vater nicht auf uns gehört!?“

Sofort nach der Entwarnung machten wir uns schnell auf den Weg nach Hause. Der Vater kam uns schon entgegen und sagte: „Ihr seht: Mir ist nichts passiert! Das Haus steht noch, aber in der oberen Hälfte der Straße müssten einige Häuser getroffen sein.“ Und er machte sich sofort auf den Weg dorthin. Ich solle aber nicht mitkommen – er würde uns Weiteres berichten. Der Angriff hatte circa um 19 Uhr begonnen, als es schon dunkel war, und gegen 19.30 Uhr muss wohl einer der letzten Bomber aus dem Verband eine Luftmine abgeworfen haben. Dies aber vielleicht nur, weil eines der drei Behelfsheime (das waren improvisierte Holzhäuser für die ausgebombten Deutschen), die hinter den Häusern standen, von Brandbomben getroffen worden war und lichterloh brannte. Das Ausmaß der Zerstörung haben wir am gleichen Abend noch mitbekommen.

Unser Vater brachte eine Frau und ihre vier Kinder mit, der Vater war im Haus tödlich getroffen worden. Er war auch zuhause geblieben und hatte Schutz unter der Kellertreppe gesucht. Dort war ihm durch die Wucht der Luftmine die Lunge geplatzt, er

muss sofort tot gewesen sein. Die Anwohner, deren Häuser sehr stark oder total beschädigt waren, mussten die Nacht über erst einmal untergebracht werden. Wir hatten einen Keller mit vier Luftschutzbetten, haben dann zusätzlich noch Matratzen auf den Boden neben dem Kartoffelgerüst gelegt und verbrachten die Nacht mit neun Personen im Keller. Der nächste Tag, als wir die Zerstörung zu sehen bekamen, war für uns schrecklich. Zwei Häuser waren komplett eingestürzt, einige schwer getroffen, es gab sechs Tote – alles von einer Luftmine. In dieser Zeit wurde es immer schlimmer. Schule fand nicht mehr statt. Am 6. März wurde das elterliche Haus unseres Vaters in der Tannenbergstraße 6 durch eine Bombe zerstört. Unsere Großmutter fand bei ihrer Tochter unterm Hain eine Unterkunft.

In den nächsten Wochen überstürzten sich die Ereignisse: Die Amerikaner kamen immer näher und wir konnten es kaum abwarten, befreit zu werden und dass der Krieg ein schnelles Ende nehmen sollte. Etwas möchte ich aber noch berichten: Wie schon gesagt, waren die Aufenthalte im Stollen immer länger und die Luft war immer schlechter geworden. Die Menschen kamen seit Wochen nicht mehr aus den Kleidern – unvorstellbar! Die Krätze und Flöhe machten sich breit, und man war froh, wenn man einmal dazu kam, sich notdürftig zu waschen. Eines Mittags entschloss man sich, einige große weiße Betttücher vor den Stolleneingang zu legen. Das sollte eine verheerende Wirkung haben: Ein Fieseler Storch, das war ein Aufklärungsflugzeug der Wehrmacht mit extremen Kurzstarteigenschaften, hatte wahrscheinlich Aufnahmen gemacht. Ein junger Leutnant mit einer Artillerie, die sich auf dem Fischbacherberg befand, hatte uns mitteilen lassen, er werde den Stollen beschießen, falls wir die Tücher nicht entfernten. Es dauerte nicht lange, dann schlug eine Granate ein, einem Mann wurde der Unterarm zerfetzt. Es war jener, der viele Wochen lang dafür gesorgt hatte, dass Lebensmittel für uns da waren. Nun dauert es nicht mehr lange, bis die Amerikaner unsere Stadt eingenommen hatten.

Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter

Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Ostarbeiterinnen und -arbeiter sowie später gefangene Soldaten im Kreis Siegen waren sehr unterschiedlich. Mein Vater hatte sehr viel übrig für die Menschen. Er gab den Zwangsarbeitern heimlich Essen von den doppelten Brotrationen, die er morgens mitnahm, und etwas zu Rauchen. In den ersten Kriegsjahren zur Zeit der Polen-Erlasseⁱ, brachte mein Vater eine Polin mit nach Hause, die etwas Deutsch konnte und auch bei Bertrams arbeiten musste. Sie hat etwa ein Dreivierteljahr bei uns gewohnt und bekam unser Kinderzimmer. Wir waren zwei Jungen und schliefen in einem Bett und mussten dann bei den Eltern im Schlafzimmer schlafen. Es war kein Badezimmer vorhanden, wir mussten uns alle in der Küche waschen. Nach einem Jahr wurde sie versetzt, und wir haben nie mehr etwas von ihr gehört.

In den folgenden Jahren kamen immer mehr Ostarbeiter ins Siegerland. So kam es oft vor, dass sich die Arbeiter und Angestellten von Bertrams an Samstagen nach Feierabend Zwangsarbeiter zum Arbeiten mit nach Hause nehmen konnten. Der Vater

versuchte immer, einen Gefangenen mitzubringen, und so warteten wir mit dem Essen, bis er zu Hause war. Hier durfte er sich – und das war Sinn der Sache – einmal richtig und mit anderen Lebensmitteln satt essen. In einigen anderen Familien war es umgekehrt. Da hörte ich einmal: „Erst musst du arbeiten, dann bekommst du etwas zu Essen.“ Die Russen waren z. T. kleine Künstler, sie bastelten aus Blechabfällen bewegliche Schmetterlinge und Figuren, die sich beim Fahren bewegten und in der Bevölkerung gut ankamen. Aus Dankbarkeit hat der junge Russe, der mehrmals bei uns war, dem Vater mit einem Bleistift ein Bild mit drei russischen Rittern gezeichnet. Dieses Motiv haben wir bei einer Reise in Moskau in der staatlichen Tretjakow-Galerie gesehen. Wieso konnte er dies so genau zeichnen? Er muss sehr begabt gewesen sein.

Die Behandlung der Zwangsarbeiter war ganz unterschiedlich, es hing jeweils von der Einstellung des Lagerleiters ab. In einigen Lagern wurden Russen zusammengeschlagen. Dies war unerträglich. Zum Schluss des Krieges, als die Befreier kamen und die Lager geöffnet wurden, gingen die Plünderungen los. In unserer Straße sollten sich die Männer mit Knüppeln bewaffnen, um sich vor den Russen zu schützen. Mein Vater sagte: „Ich habe keine Angst, denn ich habe die Menschen gut behandelt.“ Vielleicht kann ich sagen, dass die Gefangenen es im Lager der Firma Bertrams noch verhältnismäßig guthatten.

Besatzungszeit – Hungerzeit

In den letzten Kriegstagen waren in unserer Straße einige amerikanische Fahrzeuge stationiert, hier sahen wir die ersten schwarzen Soldaten. Sie verteilten an uns Kinder Schokolade und fragten ob wir nicht noch mehr Hitler-Bilder hätten. Diese wurden dann mit großem Gelächter im Garten aufgestellt und mit Pistolen beschossen. Nach einigen Wochen und Monaten wurden, um Lebensmittel zu erhalten, Gegenstände getauscht und gehandelt – auch mit den amerikanischen Soldaten. Der Hunger war groß, und um etwas zu Essen zu bekommen, mussten wir aufs Land fahren.

Ab und zu wurden immer wieder auf dem Bahnhof in Kaan-Marienborn Güterzüge zusammengestellt, die nach Hessen führen. Der Vater brachte Zinkeimer, Sähmulden usw. mit, die wir dann unter anderem gegen Mehl, Speck und Eier tauschten. Morgens früh fuhr ab und zu ein Güterzug nach Hessen, er hielt an verschiedenen Bahnhöfen, wo jeder ein- und aussteigen konnte. Wir mussten aber erst mit den Sachen aus der Winchenbach bis zum Bahnhof in Kaan-Marienborn laufen, was für mich schon schwer genug war. Der Vater hatte sich schon ein Dorf ausgesucht, wo wir aussteigen wollten. Da wir noch nichts gegessen hatten, mussten wir zusehen, dass wir dieses zunächst in einem Haus bekommen würden, was mir zunächst sehr schwerfiel. Der Tausch gegen die Lebensmittel war nicht einfach, und wir wollten nicht mit den Zinksachen wieder nach Hause fahren. Bei der ersten Tour hatten wir auch alles verkauft und konnten abends in einem alten Bauernhaus übernachten, da der Zug erst am nächsten Tag zurückfuhr. Der Vater reiste einmal mit dem Zug nach Heidelberg, um Tabak zu bekommen. Der wurde unter einem dicken Mantel an den Körper geschnallt. In Kirchen, das war französische Besatzungszone, hatte man ihm den ganzen Tabak abgenommen.

Wir sind mit einem größeren Handwagen 35 Kilometer weit auf den Westerwald gefahren, um Kartoffeln zu hamstern. Mein Vater, ein Nachbar mit Sohn und ich waren zwei Tage lang unterwegs. Es war gefährlich, da die Gefangenenlager überall geöffnet wurden. Am Abend durften wir nicht weiterfahren und mussten bei den Amerikanern in einer Scheune übernachten. Auf den Dörfern wurden nachts heimlich Schweine, Ziegen und sogar Rinder geschlachtet. Von einem von einer Baufirma abgestellten alten Förderband haben wir uns für die Besohlung der Schuhe Stücke abgeschnitten. Eine im Wald gefundene Soldaten-Wolldecke wurde erst blau gefärbt, und danach wurde daraus eine Hose geschneidert, die ich bei der Schulentlassung anziehen sollte.

Zu den Verwandten auf dem Lande musste ich mit einem der ersten Omnibusse fahren, der in Dienst gestellt wurde um dort Mehl, Butter und Milch für einen Kuchen zu holen. Später sagte man, den Bauern fehlte nur noch der Teppich im Stall.

Bruno Knepe, 2019

ⁱ Mit den Polen-Erlassen vom 8. März 1940 schuf die nationalsozialistische Reichsregierung ein Sonderrecht, das polnische Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkriegs als minderwertig betrachtete: Sie wurden gekennzeichnet, erhielten weniger Löhne und schlechtere Verpflegung als deutsche Arbeiter, durften ihren Aufenthaltsort nicht verlassen, weder Geld noch Wertgegenstände, Fahrräder, Fotoapparate oder Feuerzeuge besitzen, keine Gaststätten und Tanzveranstaltungen besuchen, keine öffentlichen Verkehrsmittel nutzen, keinen Kontakt zu Deutschen haben. Im Ostarbeiter-Erlass vom 20. Februar 1942 kamen noch schärfer gefasste Bestimmungen für sowjetische Kriegsgefangene, Zivilarbeiter und Deportierte hinzu. Dazu zählte ihre gesonderte Unterbringung, nach Geschlechtern getrennt. Bei Verstoß drohte ein Arbeitserziehungslager. Auf Geschlechtsverkehr mit Deutschen stand zwingend die Todesstrafe.